

Zeitschrift: Freidenker [1908-1914]
Herausgeber: Deutsch-Schweizerischer Freidenkerbund
Band: 1 (1908)
Heft: 2

Artikel: Die christlichen Feste
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-405897>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Mein Vater hat mich gelehrt, zu schließen mit Fäustl und Füßen, sprach einer der Brüder. Ich kann von der Jagd leben und will umher streifen in der Welt und arbeiten für euren Rednung.

Nich lehrte er fischen, sagte ein zweiter. Ich wäre wohl

dumm, allzeit zu melden für einen anderen.

Er zogte mir, wie man einen Kahn macht, rief der dritte. Ich saße einen Baum und gehe darauf sitzen, im Wasser. Ich will wissen, was da zu sehen ist an der anderen Seite des Sees.

Ich habe Lust, zusammen zu wohnen mit der blonden Gyné** erklärt ein vierter, daß ich ein eigen Haus habe, mit Thygater darinnen, für mich zu melden.

So hatte jeder Bruder einen Wunsch, ein Begehr, einen Willen. Und sie waren so erfüllt von ihren Neigungen, daß sie sich keine Zeit gönnten, die Sahne mitzunehmen, die die Huie ganz betrübt bei sich behalten mußten, ohne Augen für jemanden.

Aber Thygater mietete bis auf den letzten Tropfen.

Vater, rießen endlich die Brüder, wir gehen!

Wer wird da melden? fragte der Vater.

Ei, Vatert!

Wie wirds werden, wenn auch sie Lust kriegt zum Fahren, Fischen, Jagen, Weltbeziehen? Wie wirds werden, wenn auch sie auf dem Gedanken kommt, zusammen zu wohnen mit was Braunem oder Blondem, auf daß sie ein eigen Haus habe, mit allem, was dazu gehört? Euch kann ich müssen, doch sie nicht... Sie weißt die Milch, die sie nach Hause bringt, so fest ist.

Allabödig sagten die Söhne, nach einiger Überlegung:

Vater, lehrte sie nichts! Dann wird sie treu formellen bis ans Ende ihrer Tage, zeigte ihr nicht, wie die gespannte Sehne, sich zusammenziehen, den Preis weigerte, dann wird sie nicht Gelüste haben zur Jagd. Verbirg ihr die Eigenschaft der Fische, die einen schwarzen Haaren einschlüßen, so er mit ein wenig Nas bedeckt ist, sie wird dann nicht denken an das Auswischen von Angeln oder Netzen. Lebre sie nicht, wie man einen Baum aushöhlt und damit magfahren kann an die andere Seite des Sees, dann wird sie kein Verlangen fühlen nach dieser anderen Seite. Und las sie niemals erfahren, wie man mit Blond oder Braun ein elachen Haus erwerben kann und was dazu gehört! Läß sie dies alles niemals wissen, Vater, dann wird sie bei dir bleiben, und die Milch deiner Huie wird fest sein! In diesem lag uns gehen, Vater, jeden nach seinem Begehr!

So sprachen die Söhne. Doch der Vater — der ein sehr vorsichtige Mann war — erwiederte:

Si nun, wie wird hindern, daß sie erfährt, was ich sie nicht lehrte? wie wirds sein, wenn sie die Blaufliege fahren sieht auf einem treibenden Zweig? wie, wenn der gesegnete Faden ihres Gespinstes sich auf die vorherige Länge zusätzlisch fortzieht? wie, wenn sie am Rande des Baches den Fisch beobachtet, der nach dem sich windenden Wurm schnappt, ob in falsch gelenkter Gier ihn verfehlt und fest hält an der schwarzen Hülse des Rieds? und wie endlich, wenn sie ein Nestchen findet, das die Lerche im Maimond sich in den Klee bauen?

Die Söhne dachten wieder nach und sagten:

— Sie wird daraus nichts lernen, Vater! Sie ist zu dummi, um Begehr zu fäden aus Wissenshaft. Auch wir würden nichts erfahren haben, wenn du uns nichts getagt hättest.

Doch der Vater antwortete:

Rein, dummi ist sie nicht! Ich fürchte, daß sie aus sich selbst lernen wird, was sie nicht lernt ohne mich. Dumm ist Thygater nicht!

Darauf dachten die Söhne wieder nach — diesmal tiefer — und sagten:

Vater, sage ihr: daß wissen, begreifen und begehren... .

sändig ist für ein Mädchen!

Diesesmal war der sehr vorsichtige Vater zufriedengestellt.

Er ließ seine Söhne zum Flüsselfang, auf die Jagd, in die Welt hinein, auf die Freiheit... . überall hin... .

Doch er verbot das Wissen, das Begreifen und das Begehr des Thygater, die in Einfältigkeit weiter mietete bis an das Ende.

Und es blieb also bis auf den heutigen Tag.

Aus „Multatuli“ Frauenbrevier.

Die christlichen Feste.

Ihr Ursprung und ihr Zusammenhang mit den Festen der antiken Völkern und der Naturreligionen.

Vortrag gehalten von Friz C. Köhler im Monistencircus Genf.

Wenige Tage vor dem letzthäufigen Fest der Wintersonnenwende zu welchen alle Jahre der Lichterbaum gedrückt wurde hörte ich von einer Dame meiner Bekanntschaft die Aeußerung „Ihr Freidenker seit doch inkonsistente Leute“ von der christlichen Kirche wollt ihr nichts wissen, aber ihre Feste, ihren Weihnachtsbaum behaltet ihr bei! — Diese Aeußerung gab mir die Anregung zu meinem heutigen Vortrage, in welchem ich versuchen will, nachzuweisen, daß die genannten hohen kirchlichen Feste durchaus nicht Einrichtung der Kirche sind, sondern bereits lange vor deren Errichtung bei vielen Völkern, wenn auch unter andern Namen, bestanden haben. Wie es mit den übrigen Festen steht werde ich ebenfalls im Verlaufe meines Vortrages auseinandersetzen.

Zunächst will ich einige Worte über den allmächtig wiederlebenden Feiertag, den Sonntag, sagen. Wie uns allen bekannt, lebt die Kirche über die Entstehung des Sabbats, das Gott am siebenten Schöpfungstage von seinem Werke ausruhte. Abgesehen davon, daß der allmächtige Gott, dem doch angeblich die Naturkräfte auf seinen Willen gehorchten, 6 Tage darf gebraucht, das Universum zu schaffen, muß es für den Unbefangenen befremdlich erscheinen, daß dieser doch menschlichen Schwäche nicht unterworfen sein solltene mächtige Geist das Bedürfnis nach Ruhe empfand, sich, wie wir eben gehört, erquieren und an der Abendblüthe late, wie im ersten Buch Moses 111, Vers 8 ausdrücklich zu lesen ist.

Was er als angenehm und wohltätig empfunden, das gebot er auch den Geschöpfen seiner Laune, den Menschen.

Nun wissen wir aber, daß die siebentägige Woche bereits bei den Babylontern und Ägyptern existierte und ihren Ursprung wohl in den Mondphasen hat, welche sich ungefähr von sieben Tagen folgen. Auch die alten Germanen hatten

höchst wahrscheinlich schon die siebentägige Woche, lange vor der Bekanntmachung mit den Römern da uns Tacitus berichtet, daß sie alle wichtigen Unternehmungen und Versammlungen, besonders gottesdienstliche, nach dem Wechsel des Mondes bestimmten.

Von den Ägyptern kam die siebentägige Woche zu den Griechen und Römern, welche vordem eine acht- bzw. zehntägige Woche hatten.

Im nachapostolischen Zeitalter wird neben dem jüdischen Sabbath der Sonntag (als Freudentag), weil angeblich Auferstehungstag Christi, gefeiert, doch erst Konstantin der Große, verbot im Jahre 321 alle nicht ganz dringlichen Tagesgeschäfte am Sonntag, und Kaiser Leo III., der von 717 bis 741 regierte, untersagte endlich jede Arbeit an diesem Tage bei schweren Strafen.

Die Bezeichnung dieses „domenicus“ oder „domenica“ d. h. Tag des Herrn, ging nun als „dimanche“ als „domenica“ in die italienische und als „domingo“ in die spanische und portugiesische Sprache über. Alle nordischen Völker nannten diesen Tag der Tag der Sonne, Sonntag, nach dem römischen Namen „dies solis“. Den Grund hierfür werden wir bei der Erklärung des Weihnachts- und Osterfestes kennen lernen. Als Kuriosum muß ich noch erwähnen, daß uns Kindern der Pfarrer als Beweis für die göttliche Institution des Sonntags ansführte, daß der französische Revolutionkalender, der bekanntlich siebentägige Wochen sogen. Defakten einführte, deshalb nicht habe betrieben können, weil der Mensch nach göttlicher Vorlesung nach sechs Arbeitstagen das absolute Bedürfnis nach einem Ruhetage habe. Dem guten Herrn war zunächst nicht bekannt, daß außer dem zehnten auch der fünfte Tag ein Ruhetag war, sodann, daß der Revolutionkalender nicht etwa aus Unbedarftheit gekommen sei, sondern daß das Machtwerk Napoleon I. ihm ein Ende setzte, der durch Dekret vom 9. September 1805 die Wiedereinführung des gregorianischen Kalenders vom 1. Januar 1806 abordnete.

Von dem Sonntage, dem Tage der Sonne, gebe ich über zum Freudentage der Christenheit, welches den Weihnachtsfest des dritten Jahres eröffnet den Weihnachtsfest. Wie man auf die Idee verfallen ist, den 25. Dezember als den Tag der Geburt des mythischen Stifters der christlichen Religion anzunehmen, ist unbekannt, soviel aber ist gewiß, daß dieser Tag der Tag der Wintersonnenwende bereits bei den alten Römern als „dies natalis invicti“, Geburtsstag des Unbesiegten (nämlich der Sonne) und bei den alten Germanen als Julfest gefeiert wurde.

Im Abendlande findet sich der 25. Dezember als Geburtstag Christi zum ersten mal in dem römischen Festzyklus vom Papste Julius gest. 377) vom Jahre 354 erwartet, im Orient galt bis zu dem diesbezüglichen Gesetz des Kaisers Justinian, welches die Fester des Festes auf den 25. Dezember anordnete, der 6. Januar als Geburtstag Christi. Nach mystischen Berechnungen und prophetischen Aeußerungen geht der 25. März als der Tag der Empfängnis der Maria, als welcher er auch heute noch in der katholischen Kirche gefeiert wird, woraus sich von selbst der 25. Dezember als Tag der Geburt ergibt. In Wahrheit ist die Soche wohl umgedreht gewesen, d. h. man hat den Tag der Empfängnis nach der Geburt bestimmt. Wie schön gelingt wurde die Zeit der Wintersonnenwende bei allen Völkern des Altertums feierlich begangen, war ja doch das Naturereignis ganz dazu angetan, die Menschen mit Freude zu erfüllen. Die licht- und wärmependende Sonne, ohne welche kein Leben auf dem Erdball möglich wäre, ist tiefer und tiefer zum Horizont hinabgesunken, die Tage sind kürzer und kälter geworden, neblig und melancholisch schaut der Himmel auf die im Winterschlaf verhuschte Erde herab, — da erlebt sich nach dem Solstitium das leuchtende Tagesgestirn wieder, siegend über Nacht und Kälte.

In den griechischen Mythologie ist Heracles, der Herkules der Römer, die Personifikation der Sonnenkraft, er ist wie Apollo, der Sohn des Himmelsgottes und befreundet mit der Liebesgöttin Athene. Er ist der Babur der Germanen, der Sirvader der Inder, Ormuz der Perzer, Mithra der Iraner, Izibuba oder Nimrod der Assyrier, der Osiris der Ägypter. Beziüglich dieses letzteren, der uns in der Folge ganz besonders interessieren wird, ist interessant zu konstatieren, wie sich seine Geburt unter gleichen Verhältnissen wie die Geburt Christi, die offenbar als Vorblatt gedenkt hat, vollzog. Wie helligen Bildern der alten Ägypter erzählen uns nämlich, daß der Stier Apis, das Sinnbild der Sonne in ihrer erzeugenden Kraft von einer Kuh, die noch nicht geboren hatte und durch einen Sonnenstrahl gefruchtet war, geboren worden sei. Nun erwähnen aber die Alten ausdrücklich, daß in dem Apis eigentlich Osiris (als Sohn des Gottes Ptah) verehrt wurde, die Seele dieses Gottes sollte in dem helligen Stier wohnen. Die Analogie der Inkarnation dieses Gottes mit der Heimsuchung der Jungfrau Maria durch den helligen Geist ist hier nicht zu verfeinern.

Was den Ursprung der Sitte des Weihnachtsbaumes betrifft, so ist hierüber folgendes zu sagen. Daß die Zeit der Wintersonnenwende feierten, wie schon erwähnt, die alten Germanen ihr Julfest, d. h. fröhliches Fest, ursprünglich wohl den Seelen der Verstorbenen geweiht, die um diese Zeit ihren Umzug hielten und an Schmaus und Gelage teilnahmen. Neben den Manen der Verstorbenen wurde auch den großen Göttern geopfert, besonders dem Donnergott Thor und Freyr, dem Sonnengott, der Fruchtbarkeit und Wachstum verleiht. In der Julnacht strahlte die dem Gottes heilige Ehreiche auf allen Zweigen voller Lichter, die kein Wind zu lösen vermochte. Die sagenumwobene immergrüne Mistel, deren Gabelzweig das Symbol der Wiederbelebung der erloschenen Sonnenkraft ist, die in ihm lebend bleibt, wurde eingeholt um alle Räume damit zu schmücken. Die gleiche Bedeutung wie die Mistel hatten auch andere immergrüne Bäume, Kiefer, Tanne, Fichte und Stechpalme, weshalb man diese später als Zeichen der Freude über den Sieg der Sonne um die Wintersonnenwende mit Lichtern schmückte und mit bunten Blätter verzehrte.

Sie sehen also daß die Symbolik des Weihnachtsbaumes bei den nordischen Völkern bestand, bevor noch christliche Priester denselben die neue Lehre aufzwingen und dem alten Fest und Gebrauche eine neue Bedeutung beigelegt hatten.

Und im Sinne der alten Nordländer feierten auch wir Freidenker durch den Lichterbaum das Fest der Wintersonnenwende, den Sieg des Lichtes über die Finsternis, der Auflösung über den Aberglauben und die Verdummung, der Wahrheit über

Trug und Lüge. Es ist sogar unser Feind par excellence, denn es verschwindet nicht unter Streben und unter Hoffen! (Fortsetzung folgt.)

Monistencircus Genf.

Das Komitee für 1908 ist folgenderweise bestellt:

Vorsitzender: Privatdozent Dr. Otto Karmin,

8, Avenue des Arpilières, Genf-Chêne.

Beisitzer: Dr. med. Richard Haas, 4, Chemin Chandlen,

Ingenieur A. Grebel, 3, Cours des Baillons.

Schriftführer: Apotheker Fritz C. Köhler, 22, Avenue Favre.

Kassenwart: Apoth. Hans Scheffler, 23, Chemin Rivard.

Bereinslokal: Hotel de la Cigogne, 17, Place Longemalle.

Bereinsabend: Freitag von 9 Uhr ab.

Kulturdokumente.

Obacht, Pfarrer!

In dem österreichischen „Korrespondenzblatt für den katholischen Clerus“ fand sich neulich folgende Warnung: „Ein Rat als Warnung. Einer, der selbst vor kurzem ordentlich hineingefallen ist, erlaubt sich, seinen hochwürdigen Herren Mitbrüder den guten Rat zu erteilen, niemals eine Haussäterior aufzunehmen, wenn dieselbe nicht ein von einem verlässlichen Arzte ausgestelltes Gesundheitszeugnis beibringen läßt.“

Wie die „Wiener Arbeiterzeitung“ versichert, dürfte es sich um einen sogenannten Schnupper handeln, dem ein Hochwürdiger zum Opfer gefallen ist. Der warnende Rat ist also sehr angebracht. Denn es ist in der Tat nicht auszudenken, zu welchen moralischen und sonstigen Konflikten es kommen mag, wenn die Pfarrköchin nicht mehr gesund in das Pfarrhaus kommt.

Ein Wunder vor Gericht.

Vor dem Gericht in Ancona stand dieser Tage ein im Lumpen gehüllter barfüßiger Kreis mit elstisch ins Leereblickendem Auge unter der Anlage des Diebstahls. „Sie, Domenico Labruzz“!, sagte der Präsident, „haben also im heiligen Hause zu Loreto eine wertvolle Nadel gestohlen!“ Blau und aufs äußerste gefränt erwiderte der alte Herr: „Ich habe nichts gestohlen. Gänzlich ausgehungert befand ich mich seit vier Tagen in Loreto vor dem Schatzkammer, während die anderen alle sich an der Prozession beteiligten; betend lag ich auf den Anten, als eine Stimme mir zutrat: „Stehe auf und tritt ein!“ Ich trat ein, und es eröffnete mir die Madonna, die zu mir sagte: „Gebt mir diese Scheibe und nimmt jene Nadel dort. Das ist die Gnade, die ich dir antue.“ Da ich zufällig einen Ziegelstein im Sack hatte, zerbrach ich die Scheibe und nahm die Nadel, aber die eine nur, getreu dem Befehle meiner Mamma.“ Die Nadel, die aus einer großen Perle und aus 40 kleinen Brillanten besteht, war ein Geschenk der Königin von Sizilien Napoleonischen Angebunden. Die Fremdenführer zeigten sie den Freunden als eine besondere kostbare, die einen Wert von 40.000 Lire haben sollte; nach größtmöglicher Schätzung ist sie aber nur 5300 Lire wert. Da ein Gericht auch mit der Möglichkeit eines Wunders rechnen muss, wurde ein Geistlicher des Heiligen Hauses als Sachverständiger vernommen; er erklärte jedoch, daß die Madonna solche Wunder nie tue. Als der Gerichtshof sich zur Beratung zurückzog, erklärte der edle Schützling der Madonna, daß er sich ganz in die Hände des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes gebe. Sein sacerdotales Gotterwerken nutzte ihm aber wenig, denn das Gericht brummte ihm 16 Monate Gefängnis auf. Der alte Herr erklärte voller Entrüstung, daß er Berufung einlege, da man an Wunder unbedingt glauben müsse.

Es ist doch sonderbar. Von all den heiligen Knochen, Lumpen und Bildern, mit denen die katholische Kirche die Dummkopf ausbeutet hat nicht so viel Geld erbringt, wie die heilige, stets wunderfüllige Madonna“. Unzählig sind die Wallfahrtsorte in denen sie täglich ihre Gnaden austüft, unzählbar sind aber auch die Sunnen, die ihre getreuen Diener hierfür einheimsen. Und wehe dem Sünderlümmler, der an diese Wunder nicht glauben will. Ganz abgesehen von den Unanhmlichkeiten die ihn im Jenseits erwarten, findet die Kirche auch im Diesseits Mittel dem frechen Spötter das Handwerk zu legen.

Runn ist einmal ein Wunder geschehen an das wir gar zu gerne geglaubt hätten, wie hätte es uns gefreut, wenn man auch im Himmel eingesehen hätte, daß man in diesem Jammer nicht nur von Hallelujah und Kirchenfeuerzahlen leben kann. Wie schön wäre es gewesen, wenn die Madonna all die Millionen die ihre Diener gesammelt haben unter ihre Kinder verteilte hätte. Aber jetzt ist wieder nichts. Vor Gericht hat der heilige Mann ausgesagt, daß die Madonna solche Wunder nicht tue. Ja, ja, nehmen ist immer noch fehliger wie geben.

Der Bierphilister vor dem jüngsten Gericht.

Wie salbungsvoll klingt es bei Leichentenrein, wenn ein jämmerlicher Bierphilister zu Grabe getragen wird mit 40 oder 50 Jahren: „Gott hat ihn zu sich gerufen!“

Wie Gott uns in frommer Weise geschildert wurde, stellte ich ihm als Kind immer vor als großen, strengen alten Mann mit Krone und Purpurmantel auf goldenen Thron in einer schwarzen Wolle sitzend, ein langes Szepter in der Hand. Wenn man nun mal seine beste Freundin tüchtig verprügelte, oder den Konföritenkopf mit dem Geißelgänger gründlich unterzog, erzielte man eins mit dem Szepter. Dieser Gott wird sich schwerlich über die Ankunft eines unnützen Altholzvertilgers im Himmel freuen. Im Gegenteil, kaum wird letzter sich an der Paradiespforte blicken lassen, wird er hoffentlich einige Tüchter mit dem Szepter aufgemessen kriegen, und ungestüm Satanus zugeschickt werden. Dieser wird sich umgekehrt wohl über den

** Griechisch sprich: gunes = das Weiß.